



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmitthenner, Adolf: Der Wildfang : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Wildfang

Von Adolf Schmitthenner

(Fortsetzung)



Ich war von uns dreien der älteste und war auch am längsten in der Schmiede. Bald nach mir war Gerwig aus Kaiserslautern herüber gekommen. Wir wurden schnell gute Freunde, und außer einem, mit dem ich zusammen in Bacharach vor dem Amboß gestanden hatte, war mir nie einer lieber gewesen als er. Den andern freilich konnte ich nicht vergessen, und wenn wir des Sonntags nach dem Mittagsmahl in unsrer Kammer lagen und die Hieben verzehrten, die Margarete uns mit hinauf gegeben hatte, und die Sonne so freundlich zum Laden hereinschien, und Gerwig sich streckte und sagte: Es ist doch eine Staatsherberg dies Heidelberg — dann erwiderte ich: Wenn noch mein Valentin da wäre, dann könnte es nirgends schöner sein in der Welt als hier! — Auf den war aber nicht zu hoffen; er hatte auf dem Rochusstag zu Bingen eines Ratsherrn Sohn niedergeschlagen einer Dirne wegen und war flüchtig gegangen. Darauf hatte es auch mir in Bacharach nimmer gefallen wollen, und ich war heimwärts gezogen. Von Valentin hatte ich seit Jahr und Tag nichts mehr gehört.

Da trat er eines Tags in die Schmiede herein und fragte nach Arbeit. Es war an einem Sonntag abend. Wir hatten auf dem Anker mit der Armbrust geschossen und saßen bei einem Krüge Wein in der aufgeräumten Werkstatt. Ich traute meinen Augen nicht, als ich die hohe Gestalt in der Thür stehn sah. Kennst du mich nicht mehr, Johannes? fragte er. Da flog ich ihm um den Hals.

Valentin gefiel dem Meister ausnehmend wohl. Er war ein Bursche so stattlich und schön, daß ihn jedermann mit Lust ansehen mußte. Gemeinlich schaute er sanft und treuherzig aus seinen Augen, aber wenn er einen rasch anblickte, fuhr ein Feuerstrahl heraus. Dabei war er lustig und gegen jedermann freundlich. Er war die gute Stunde selbst und brachte den Sonnenschein mit, wohin er kam.

In unsrer Kammer wurde eine dritte Lagerstatt aufgeschlagen, und am andern Morgen stand er mit uns am Amboß. Der Meister lachte über sein ganzes Gesicht, wenn er ihn heimlich betrachtete, so flink und geschickt und verständig war er bei der Arbeit.

Ich freute mich über seinen guten Einstand und war daheim und auf der Herberge stolz ob meines Kameraden. Dem gefiel es wohl bei uns, und er beschloß zu bleiben. Ich fragte ihn, ob er nichts zu fürchten habe wegen des Binger Rats herrn Sohn, den er auf dem Rochusberg zu Schanden gehauen hatte. Du meinst den Mainzer Fährnick? erwiderte er gleichmütig. Ach was, wer einem Liguisten den Arm gelähmt hat, braucht jetzt in Heidelberg nichts zu fürchten. Auf dem Wege hierher bin ich in Mainz selber gewesen und bin den Stadtknechten vor den Spieß herumliefen. — Das ist tollkühn! rief ich erschrocken. Er zuckte die Achsel und meinte, er blähe unter einem glücklichen Stern.

Leid that es mir, daß unsers Meisters Tochter über den neuen Gast nicht

erfreut zu sein schien. Sie war scheu und stumm in seiner Gegenwart. Als ich sie fragte, ob sie ihn nicht leiden könne, zuckte sie die Achsel, und als ich wissen wollte, was sie gegen ihn habe, sagte sie, daß sie sich vor seinen blitzenden Augen fürchte.

Ein eigentümliches Ding war es mit Gerwig. An jenem Sonntag, wo Valentin kam, war er überaus lustig gewesen, aber mit Valentins Eintritt fiel ein Schatten auf seine Stirn, und er war ein paar Tage lang mürrisch. Aber das wunderte mich bei ihm nicht, denn er war zäh wie Harz, aber treu, wie die Hefsen sind.

Es dauerte nicht lange, so hatte ihm Valentin das Herz abgewonnen, und täglich wuchs ihr Gefallen aneinander. Zuerst freute ich mich darüber, dann wurde ich traurig: ich merkte wohl, daß sie sich lieber hatten als mich; und doch war ich dem einen wie dem andern der frühere Freund gewesen — jetzt aber war ich beiden entbehrlich geworden. Es entging mir nicht, daß sie mich leiden mochten als einen, der nichts verdarb und es ehrlich meinte; aber ihre Lust hatten sie ohne mich aneinander.

Eines Sonntags badeten wir vor dem Mittagessen. Da sah ich, daß sie sich ihre Zeichen in den Arm geschnitten hatten und Herzbrüder geworden waren, und mir hatten sie nichts davon gesagt! Als wir nach dem Mahle in unsre Kammer hinaufstiegen, kam über mich mit Grimm und Weh. Die beiden hatten sich schon zum Faulenzen ein jeder auf sein Lager gelegt, und ich verteilte unter sie die Hieben, die mir Margarete mitgegeben hatte. Als ich Gerwig die neunte auf sein Bett hinzählte, fragte er verwundert: Hat sie dir heute siebenundzwanzig statt achtzehn mitgegeben?

Nein, sagte ich; aber ich mag keine, der Bissen quillt mir im Mund. Es wird das beste sein, wenn ich meine Vaterstadt verlasse und wieder in die Welt hinausziehe.

Warum denn? fragte Gerwig verwundert.

Ihr beiden braucht mich doch nicht! rief ich unmutig und warf mich auf mein Bett.

Eine Weile waren sie still, dann fing Valentin an: O du alter, guter dummer Johannes!

Ich grub den Kopf in das Kissen, um nichts zu hören, aber soviel merkte ich doch, daß beide schwiegen.

Als ich am andern Morgen in die Schmiede trat, kamen sie wie auf Verabredung auf mich zu, faßten mich freundlich an den Händen, und Gerwig sagte: Johannes, wenn es dir recht ist, wollen wir beide auch mit dir Herzbrüderschaft machen. Da wurden mir die Augen feucht vor Freude. Wir riegelten die Schmiede zu und vollbrachten alles nach Schwertfegerbrauch. Zum Schluß äßten sie mir ihre Zeichen in den Arm, und ich that ihnen das gleiche mit dem meinen.

Der Erzähler streifte Wams und Hemd an seinem rechten Arme zurück und zeigte seinem jungen Freunde die blauen Bilder auf der Haut. Das Harnischkettlein mit dem Dolch ist Gerwigs Zeichen, erläuterte er. Der gebogene Arm mit dem Schwertfegerhammer in der Faust ist Valentins Emblemata; es stammt, wie er sagte, von seiner Mutter Seite.

Das steht ja auf meines Vaters altem Siegelring! rief Jodokus.

Der Meister sah den Studenten bedeutungsvoll an.

Euer Gefreund ist's, von dem ich erzähle. Doch hört weiter!

Von jenem Tage an hielten die beiden und ich zusammen wie Stahl und Eisen.

Valentin und Gerwig gingen Hand in Hand und Aug in Auge; aber dabei streckte jeder die Hand aus nach mir, und ich ging bald neben dem einen, bald

neben dem andern. Mich beuchte damals, daß zwischen uns dreien kein Geheimnis und kein verborgner Gedanke möglich sei. Ach, und doch war beides vorhanden!

Es gab eine Sache, über die wir niemals redeten, obgleich sie so nahe lag: das war die Frage, ob wir bleiben oder weggehn sollten. Wir saßen in der Schmiede, als ob dies so sein müsse, obgleich wegen der Kriegskläfte die feine Arbeit, für die wir eingerichtet waren, immer seltner begehrt wurde, und wegen des Wildfangwesens Beklemmung und Unmuß in der Stadt von Tag zu Tag zunahmen.

Von unsern Kameraden mußten wir deshalb manchen Spott hören. Sie meinten, daß jeder von uns des Meisters Tochter und die Schmiede ersitzen wollte, und sie wunderten sich nicht wenig über unsre Eintracht bei diesem Geschäft.

Aber nicht Margarete war der Grund unsers Bleibens, sondern ein andres Frauenbild: das war Margareten's Ruhme Kunigunde, die Tochter des Turmwächters auf der Heiliggeistkirche.

Ihr Vater war Schließer auf der Feste Dilsberg gewesen und war von dort mit seiner Tochter an jedem schönen Sonntag herüber gekommen in die Burgwegschmiede zu Heidelberg. Das war noch zu der Zeit, wo es lustig in Heidelberg herging. Hatten sich Vater und Tochter in der Schmiede ausgeruht, dann zogen wir sechs, die beiden Alten, die zwei Mädchen und Gerwig und ich (Valentin war damals noch nicht da) auf den Anger hinaus und vergnügten uns nach Herzenslust. Bald nachdem der Kurfürst nach Böhmen gezogen war, wurde Kunigundens Vater von einem Schlagfluß heimgesucht, und unser gnädiger Herr, der Administrator, gab ihm aus sonderlicher Huld den leichten Wärterdienst auf dem Turm der Heiliggeistkirche. Seitdem war Kunigunde täglicher Gast in der Schmiede.

Der Erzähler schwieg. Jodokus, der zuerst zerstreut zugehört hatte und erst aufmerksam geworden war, als Valentin, der mutmaßliche Sohn seiner Altmuhme, erwähnt wurde, sah seinen Hauswirt verwundert an. Der stand auf und ging den Altan vor bis an das entgegengesetzte Eck. Dort stand er eine Weile und schaute in die blaue Ferne. Dann kam er zurück, setzte sich auf das Bänklein, wischte mit der Hand über die Stirn und fuhr fort.

Nach einer Weile hub Meister Johannes wieder an: So stolz und schön war keine, weder in der Stadt noch droben auf dem Schloß, als des Turmwächters Tochter. Sie geht wie eine Pfalzgräfin, sagten die Bürgerfrauen neidisch, wenn sie ihr nachschauten, und klagten, daß ihr Gruß hochmütig sei, als ob sie mehr wäre als alle andern. Sie trug ihre schweren goldnen Zöpfe wie eine Krone auf dem Haupt und neigte beim Gruß ihr Köpfchen so leise, als ob sie für ein unsichtbares Krönlein auf der Flechtenkrone fürchte. Wenn ihr Mündlein nicht lachte, dann schmolte es. Ihr Lachen klang immer von oben herunter wie von einem Altan oder einem weißen Zelter, und wenn sie die Lippen aufwarf, dann sah sie aus, als ob die ganze Welt dazu da wäre, daß die Tochter des Turmwächters der Heiliggeistkirche ihre Glossen über sie mache.

Da ihr Vater am rechten Arme gelähmt war, besorgte sie den größten Teil seines Amtes. Sie löste ihn ab im Ausguck halten und steckte die Brandfahne hinaus und schlug Sturm, wenn ein Feuer ausgebrochen war. Sie läutete die verschiednen Glocken von der Frühglocke bis zum Feierabendglöcklein, und des Sonntags überwachte sie das Zusammenläuten. Des Nachts und von der Mittagsglocke bis zur Vesperglocke war ein Stadtknecht ihrem Vater zur Hand. Gehaust hat sie droben in den Stüblein, die Ihr angesehen habt, und ihr liebster Platz war hier, wo wir jetzt sitzen.

Des Mittags nach dem Zwölfuhrläuten stieg sie den Turm hinab und that ihre Gänge in der Stadt. War sie damit fertig, so verweilte sie den Rest ihrer

freien Zeit in der Burgwegschmiede. Wenn sie hereintrat, kam der lichte Tag. Mit raschem Gruß ging sie an uns vorüber hinauf zu ihrer Ruhme. Nach einer Weile, während deren wir Gesellen kein Wort sprachen und auf jeden Laut horchten, kamen die Mädchen herunter und setzten sich auf ein Bänklein der Esse gegenüber. Da saßen sie und schauten uns zu. Bald hub ein Lachen und Schwätzen an; das Eisen klirrte lustig, und die Jungen sprühten dazu. Hatten wirs damit genug getrieben, dann sangen wir: „Dort droben auf dem Berge, da steht ein Rautensträuchlein.“ Ober: „Es steht ein Baum im Odenwald, der hat viel grüne Äst.“

Es ist nicht zu sagen, wie lieblich ihre Stimme scholl; die flog gleich einer Lerche über die andern Stimmen hinaus, und der ganze Burgweg war voll süßen Getöns. Einmal war die Pfalzgräfin von Zweibrücken mit ihrem Frauenzimmer hereingetreten während des Gesangs. Sie stand an der Thür und winkte uns zu, daß wir zu Ende singen möchten. Margaretens dünnes Stimmlein hörte man fast nicht mehr, und auch Gerwig und ich schwankten und wurden unsicher und leise, aber unsre Lerche jubilierte gerade so gleichmütig und himmelsgewiß wie sonst, und wundervoll schmiegte sich ihr Valentins Stimme an. Als dann die Pfalzgräfin den Mädchen dankend die Hand reichte, da wurde Margarete über und über rot und knickte bis schier auf den Boden, aber ihr Gespiel neigte das Haupt, wie wenn sie die Kurfürstin wäre, und sich die Pfalzgräfin für eine Schuld bedankt hätte.

Unser Meisters Tochter wußte immer etwas zu arbeiten, und auch während des Plauderns und Singens trieb sie jederzeit etwas Nützliches. Kunigunde dagegen hielt die Hände müßig im Schoß, oder wenn ihre schlanken Finger etwas zu schaffen hatten, dann wars ein Spielwerk.

Eines Tags wurde sie von Margarete, halb im Ernst, halb im Scherz, darob gescholten.

Da warf Kunigunde die Lippen auf und sagte:

Meine Hände treiben ein heilig Werk, darum dürfen sie gemeine Arbeit nimmer thun.

Was ist das für ein heilig Werk? fragte Margarete.

Glockenläuten! erwiderte sie. Wenn ichs unterließe, dann wäre der Tag ohne Segen und die Nacht ohne Gebet.

Darf man der Jungfer nicht einmal helfen bei dem heiligen Werk? fragte ich.

Warum denn nicht? sagte sie lächelnd. Aber nur einer auf einmal. Es ist nur Platz für zwei auf dem Ausruhbänklein.

Um so besser! rief ich und lachte.

Kunigunde aber sagte: Ich habe zweierlei Glockenseile, weiße und ein schwarzes. Bei was für einem wollt ihr mir läuten helfen?

Sie schaute zu uns her, aber keinen an.

Bei einem weißen! rief ich.

Und Ihr, Valentin? fragte sie und beugte sich zurück in den Schatten des Feilenbords, das zu ihren Häupten war.

Ich will Euch beim schwarzen helfen, sagte Valentin und spannte den Koller, den er über den Bügel gelegt hatte. Er sagte es leichtthin und mühsam, wie der redet, der gerade eine schwere Arbeit thut.

Das ist recht! rief Kunigunde, und eigentümlich klang ihre Stimme. Bei den weißen Seilen brauche ich niemand, aber das schwarze geht zu einer schweren, schweren, schweren Glocke. Morgen sollt ihr mir sie läuten helfen!

Gerwig hatte bei diesem Gespräch kein Wort gesagt. Er stand im finstersten Winkel der Werkstatt und feilte darauf los, daß das Eisen knirschte und stöhnte.

Nach dem Abendessen gingen wir drei auf die Herberge zum Wein. Als wir

an die Ecke der Ingramstraße und der mittlern Badgasse gekommen waren, zog ein Haufen Menschen die Gasse her.

Da haben sie wieder einen gefangen, sagte Gerwig; wer mag es wohl sein?

Wir warteten, bis der Trupp vorüber wäre.

Hinter dem Büttel zwischen zwei kurfürstlichen Knechten ging ein Bekannter von uns, ein Grobschmiedegessele. Er war barhäuptig, sein Wams war zerrissen, und seine Augen waren mit Blut unterlaufen. Heute mir, morgen dir! rief er herüber, als er unser ansichtig wurde.

Die Schar war vorbei, und wir gingen langsam unsers Wegs weiter, mitten in einer aufgeregten schwahenden Menge.

Sie haben ihn vom Amboß weggeholt. — Er hat sich am Büttel vergriffen und muß für drei Tage in den Turm. — Sie haben ihm eine schändliche Falle gelegt; der krumme Schreiber auf der kurfürstlichen Kanzlei ist schuld daran. — Er muß sein Werkzeug verkaufen, daß er den Zahndgulden zahlen kann.

So flog es uns von rechts und links in die Ohren.

Als wir in der Herberge angekommen waren, saß der Tisch voll Kameraden, und alle redeten von dem Vorfall. Wir setzten uns zu ihnen und hörten zu und redeten mit.

Niemand hätte vermutet, so hieß es, daß der Herbold ein Wildfang sei. Er habe sich selber verraten. Er sei zu einer Zeit nach Heidelberg gekommen, wo noch kein Mensch hätte denken können, daß die Herrschaft ihr Wildfangrecht hervorhole, darum habe er sich den Tag seiner Ankunft nicht gemerkt. Um ihn zu erfahren, sei er auf die kurfürstliche Kanzlei gegangen. Dort habe man Verdacht geschöpft, daß er vor Jahr und Tag davon gehn wolle, und habe ihm ein falsches Datum gesagt, sodaß er der Meinung gewesen wäre, er hätte noch lange Zeit. Unterdessen hätte man seiner Herkunft nachgespürt und gefunden, daß er ein Zungfernkind sei und darum dem Pfalzgrafen verfallen. Man habe ihn ruhig gewähren lassen, bis auf die Stunde, wo zwölf Monate, sechs Wochen und drei Tage um waren, da habe ihn der Büttel gefangen. Es wurde weiter noch berichtet, daß der Grobschmied, der daran gewesen sei, Meister zu werden, wegen seiner unehrlichen Geburt aus der Zunft gestoßen werden müsse. Es bleibe ihm jetzt nichts andres übrig, als Soldat zu werden, und er habe doch eine alte Mutter zu ernähren. An all dem Unglück sei niemand schuld als der krumme Schreiber mit seiner Schnüffelei.

Schlägt denn niemand dem verdammten Schreiber die Zähne in den Hals? rief Valentin ingrimmig. Dann schüttelte er sich, wie er immer that, wenn er einer Sache los sein wollte, und war bald der lustigste am Tisch.

Wir brachen alle miteinander auf. Die andern waren schon auf der Straße, Gerwig und ich standen an der Thür und warteten auf Valentin, der als der letzte vom Tische aufstund. Er nahm seine Klappe von der Wand. Es war niemand in der Stube als der Wirt und wir drei. Im Nebenzimmer saßen noch ein paar Meister. Valentin ging an uns vorüber nach dem Fenster und sah durch die Scheiben in die schwarze Nacht. Dann wandte er sich um, schritt in den Winkel neben dem Schenktisch und blieb vor der Lade stehn, worinnen das Zunftbuch liegt, in das Name und Herkunft aller Gesellen und der Tag ihres Eintritts eingeschrieben sind.

Run? fragte Gerwig verwundert.

Valentin aber wandte sich an den Wirt und sagte:

Holt mir doch einmal das Gesellenbuch heraus! Ich möchte etwas darinnen nachsehen.

Was wollt Ihr denn nachsehen? fragte der Herbergsvater und schaute den Valentin von der Seite an.

Der gab keine Antwort, und der Wirt wartete auf keine, sondern ging in den Keller. Valentin setzte sich zu uns, die wir uns auf der Bank neben der Thür niedergelassen hatten. Valentin harrete des Wirts, und wir andern schauten verwundert drein; keiner mochte fragen.

Als der Wirt wieder heraufkam, sagte er: Der Büttel hat das Buch geholt. Es liegt auf der kurfürstlichen Kanzlei. Wenn Ihr etwas nachsehen wollt, müßt Ihr dorthin gehn.

Dem Herbold hat der Gang die Freiheit gekostet, fügte er hinzu und trug den geholten Wein in das Nebenzimmer.

Wir standen auf und gingen nach Hause.

Was hast du denn nachsehen wollen? fragte Gerwig in der Finsternis.

Nich nichts, eine Kleinigkeit! Ich sag's euch einmal. Heute ist mir's nicht drum.

Als wir in unsern Betten lagen, sagte keiner Gute Nacht. Dies war ein Zeichen, daß jeder noch zu plaudern willens war; aber lange fing keiner an. Doch der Wein hatte mich aufgeregt; ich dachte an Runigunde und an das schwarze Seil, und auf einmal fuhr mir's heraus:

Ich möchte wissen, welchen von uns dreien sie am liebsten hat.

Du brauchst nicht an sie zu denken, Johannes! sagte Gerwig nach einer Weile. Seine Stimme klang schier hochfahrend.

Oho! Warum nicht? Das möchte ich doch wissen! rief ich auffahrend. Ich hatte etwas reichlich getrunken.

Sie ist viel zu steil für dich, sagte jetzt Valentin.

Zu steil?

Ja! Wo man an sie hinkommt, findet man nichts als Absturz. Das ist nichts für dich, Johannes. Mach dich an die Margarete! Die ist wie der Königstuhl von hinten.

Was du schwägest! Wie der Königstuhl von hinten?

Jawohl! Da geht es so sachte hinauf vom Angelbachtälchen her durch die Wiesen und Felder nach Gaißberg und durch den fröhlichen Wald so allgemach zum Gipfel. So ist die Margarete. Aber die Runigunde ist wie der Königstuhl von vornen. Aus dem Strom steigt er dachjäh in die Höhe, so steil, daß man den Gipfel nicht sieht. Man weiß gar nicht, wie hoch der Berg ist, wenn man anhebt, hinaufzusteigen. Da bleib du weg, Johannes.

Natürlich, das ist nur etwas für dich! brummte ich.

Seid jetzt still! sagte Gerwig mürrisch. Ich will schlafen. Gute Nacht!

Gute Nacht! sagten wir. Ich wachte noch eine Weile, und so lange ich wachte, hörte ich, wie sich Gerwig unruhig in seinem Bett herum warf.

Am folgenden Tag hatten wir mehr zu arbeiten als sonst. Der Meister war in aller Frühe zu einem werten Kunden, dem Herrn Philipp von Helmstatt, nach Bischofsheim gefahren, um Waffen zu bringen und Waffen zu holen. Da hatten wir drei um so nötiger, fleißig zu sein, denn ein Herr von Gemmingen hatte am vorigen Abend einen Harnisch geschickt, den er zur Besperzeit wieder haben wollte, und in der Frühe brachte der Büttel ein Richtsichwert zum Bessern: es sollte ausgewetzt, geschärft und geglättet werden, und zwar alsobald, denn noch an demselben Tage wurde Hochgericht gehegt. Wir arbeiteten den Morgen über angestrengt, und keiner hatte Lust zum plaudern.

Als wir nach dem Mittagessen wieder begonnen hatten, kam Runigunde. Sie trug ein schwarzes Kleid und zeigte ein ernstes Gesicht. Margarete war ihr auf der Straße begegnet; so traten sie miteinander zur Schmiede herein. Gerwig und ich arbeiteten an dem Harnisch, Valentin glättete das Richtsichwert. Runigunde trat alsbald an den Tisch, sah Valentin freundlich an und sagte:

Ich will Euch helfen!

Wir trauten unsern Ohren nicht.

Sie nahm einen Lappen Hirschleder vom Tisch, tunkte ihn in das Puzpulver und begann am obern Ende zu reiben, da, wo das Eisen in eine breite Spitze zuläuft.

Rührt das Ding nicht an! rief Valentin und zog das Schwert zurück. Wißt Ihr, was das ist?

Runigunde nickte. Freilich, sagte sie; das ist auch eine vornehme Arbeit, so gut wie das Läuten.

Sie griff wieder nach dem Eisen, wie wenn es ein Gartenmesser wäre, zog es an sich heran und fuhr fort, eifrig zu reiben.

Ohne inne zu halten, sagte sie:

Ihr helft mir ja heute auch — am schwarzen Seil ziehn!

Ihre Wangen glühten.

Wir beiden andern waren aufgestanden und schauten nach dem Paare hinüber. Mir war der Anblick bitter; aber — ich wußte nicht, wie es kam — ich mußte voller Angst an Gerwig denken. Dem zitterte der Arm, sodaß das Kettlein am Harnisch klirrte. Von Gerwig gingen meine Augen zu Margarete, die auf einem Schemel saß und Frühbohnen zum Nachtmahl richtete. Sie schaute nach dem Paar hinüber und lächelte glücklich in sich hinein, wie eine, die ein holdes Geheimnis weiß.

Das Richtschwert war nun glatt und hell wie ein Spiegel. Valentin hielt es in die Sonne, und Runigunde betrachtete die eingegrabnen Bieraten. In der Mitte des breiten Eisens über den zarten Bug hinweg war ein Hochgerichtsbild dargestellt. Der arme Sünder saß auf dem Richtstuhl, die Hände auf dem Rücken, den Nacken bloß, die Augen verbunden. Hinter ihm stand der Richter und schwang das Schwert in beiden Händen. Rechts und links von dem Bilde war je eine Inschrift.

Runigunde las:

Die Herren wehren dem Unheil.
Ich exequiere ihr Urteil.

Weiß der Mann sonst nichts? fügte sie geringschätzig hinzu.

Dann las sie leise den Spruch auf der andern Seite und sagte: Das lautet besser:

Wenn ich das Schwert thu aufheben,
Dann schenke dir Gott das ewige Leben.

Sie sah das Bild an.

Wenn er so hinter dir steht, kann nur deiner Seele noch geholfen werden, sagte sie zu dem armen Sünder auf dem Bild.

O nein, erwiderte Valentin, und seine Stimme klang bewegt. Wenn jezt ein Weib die Arme um ihn schlingt und ruft: Ich begehre dich zum Gatten! dann hat sie das Recht, seine Stricke zu zerschneiden und ihn frei und ledig von dannen zu führen.

Ist das wahr? fragte Runigunde.

Ja, es ist Rechtens seit alter Zeit, versicherte ich.

Das thut keine! rief Runigunde.

Wenn sie ihren Schatz von Herzen lieb hat? warf Margareten's sanftes Stimmlein ein.

Gehört sie dann nicht in des Henkers Sippe? fragte Runigunde.

Es mußte jemand mit dem Kopfe genickt haben, denn sie richtete sich hoch auf und rief: Psui! Dann ist sie ja unehrlich und gehört zu denen hinter der Stadtmauer am Mantelbau! Psui!

Während sie dies sagte, schaute ich zufällig nach der offenen Thüre und sah den Büttel den Burgweg herunter kommen, aber ich sah auch, wie Valentin bei Kunigundens Worten todesblaß wurde.

Der Büttel tappte jetzt über die Schwelle, blieb stehen und sah sich um. Schmungelnd betrachtete er die beiden Mädchen und sagte: Bei euch geht's lustig zu!

Dann fragte er: Ist der Kitzelstecken fertig?

Valentin legte das Schwert in seine Scheide und überreichte es dem Büttel.

Der nahm es und fragte:

Seid Ihr nicht der Valentin Herbert aus Mainz?

Der bin ich; was soll's?

O nichts, sagte der Büttel und sah Valentin freundlich an. Unserems muß einen jeden kennen, von Amt's wegen.

Dann zog er das Eisen heraus und betrachtete die blitzende Schneide.

Hui! rief er und zog die Schultern in die Höhe. Er stieß das Eisen schnell wieder in die Scheide. Dann wog er das Schwert in beiden Händen.

Schwer ist's! Aber der Kerl hat auch einen Nacken wie ein Stier. — Wohl bekomms! Wohl bekomms! — So! Jetzt kann ich wieder gehn. — Viel Vergnügens miteinander!

Während der Büttel zur Thür hinaus polterte, trat Kunigunde zu Valentin. Auch sie war blaß geworden.

Ihr wißt jetzt, wobei ihr mir helfen sollt, seid um sechs Uhr im Turm. Und — sie betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen — ... ich habe mein Nachtmahlkleid angelegt.

Als sie, von ihrer Gespielin begleitet, weggegangen war, arbeiteten wir schweigend, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die chinesische Kriegsbeute in Frankreich. Nicht nur außerhalb Frankreichs, sondern in Frankreich selbst hat die Nachricht, daß in Toulon der Ertrag aus der chinesischen Kriegsbeute an Unteroffiziere und Soldaten der Kolonialtruppen verteilt worden sei, großes Aufsehen erregt. Es wurden deshalb Anfragen an das Kriegsministerium gerichtet, und die erste Auskunft, die erteilt wurde, lautete dahin, daß die ganze Nachricht auf einem Irrtum oder doch auf einer Verwechslung beruhe. Die durch einen Zahlmeister ohne höhere Genehmigung an einzelne Mannschaften gelieferten Geldanweisungen stammten durchaus nicht aus dem Erlös von Kriegsbeute, sondern sie seien Privateigentum der Empfänger. Trotzdem gewann das Gerücht an Boden durch die Nachricht, daß General Coronnat, der Kommandeur der Kolonialtruppendivision, eine Untersuchung über die Angelegenheit angeordnet habe. Unter diesen Umständen hielt es die französische Presse für ihr Recht und ihre Pflicht, der Sache auch ihrerseits näher zu treten. Sie wies darauf hin, daß schon vor mehreren Wochen eine große Sendung von Kriegsbeute für General Frey aus China in Frankreich eingetroffen wäre, deren größter Teil allerdings für die Regierung bestimmt gewesen, aber von dieser wieder nach China zurückerstattet worden sei, wo sie in den letzten Tagen auch eingetroffen sein solle. Unter diesen Umständen erscheine es doch sehr glaubhaft, daß auch andre dem Beispiele dieses Generals ge-